verzeichnet. Insgesamt erhält der kundige Forscher hier zwei ebenso umfang- wie hilfreiche Leitfäden, die ihm gezieltes Suchen enorm erleichtern werden! Die beiden Verfasserinnen dürfen für ihr akribisches Werk seines Dankes gewiss sein!

Band 11, «Institute im Bild, Teil II», schliesst an Bd. 5, Bauten der KWG, an und präsentiert die *Bauten der Max-Planck-Gesellschaft*. Beide Ausgaben sind ähnlich aufgebaut: Vorbemerkung, Lageplan, alphabetisches Verzeichnis der Einrichtungen mit ihren knapp 450 Abbildungen sowie 21 Seiten Institutsbeschreibungen. Das anspruchsvoller gewordene Bildprogramm sucht den Wandel der Erscheinungsbilder vorzuführen, «von Notunterkünften bis zum funktionsgerechten Institutsneubau». Dies ist recht gut gelungen! Trotz manchen Kontinuitäten zur KWG widerspiegeln die Gebäude indessen, Deutschlands Schicksal entsprechend, hauptsächlich «Wissenschaftsarchitektur» seit 1945.

Beat Glaus, Zürich

Wagner-Egelhaaf, Martina: **Die Melancholie der Literatur. Diskursgeschichte und Textfiguration**. Stuttgart, Weimar, Metzler, 1997. 570 S. DM 98.-; SFr. 89.-. ISBN 3-476-01533-5.

Im ersten Teil ihrer Habilitationsschrift durchforscht die Literaturwissenschaftlerin Martina Wagner-Egelhaaf neuerlich den Höhenkamm abendländischer Melancholieliegeschichte. Der Reihe nach erörtert sie den Text der *Problemata* und das Genie-Paradigma der Antike, Albrecht Dürers *Melencolia I* und die Unabschliessbarkeit der Interpretationen im Anblick dieses rätselhaften Kupferstiches, Marsilio Ficinos vielberufene «Nobilitierung» des Melancholikers als Kind des Saturns, Robert Burton und seine «anatomische» Fassung der elisabethanischen Krankheit, die Mediziner Anne-Charles Lorry und Johann Georg Zimmermann und deren Systematisierungsversuche, die psychoanalytischen Erklärungsmodelle von Sigmund Freud sowie von Julia Kristeva und schliesslich Walter Benjamins Zusammenführung der Melancholie mit der rhetorischen Figur der Allegorie. Ziel dieses Überblicks ist es, «die Diskursgeschichte der Melancholie» (S. 18) zu rekonstruieren. Dazu hätte es indes einer wesentlich weiteren Materialbasis bedurft. So bleiben gerade Position und Funktion der Medizin, was die kulturelle Konstruktion von Melancholie betrifft, gänzlich unbestimmt. Vor allem aber zeigen die Interpretationen der Autorin, dass sie gar nicht diskursanalytisch arbeitet: Weder wird auf die Bedingungen zurückgefragt, die eine Aussage überhaupt erst als Aussage innerhalb eines bestimmten Aussagesystems ermöglichen, noch werden die Regeln nachgezeichnet, die eine Aussage konturieren und als Wahrheit bzw. Wirklichkeit durchsetzen. 'Diskurs' meint für Wagner-Egelhaaf lediglich eine Summe von inhaltlichen Regelmässigkeiten und Schemata, durch die Melancholie charakterisiert ist. So kann sie Melancholie als «ein anthropologisches Paradigma» bezeichnen, «das sich bei aller historischen Varianz durch eine aussergewöhnliche Geschlossenheit auszeichnet» (S. 5). Als den zentralen Aspekt dieses relativ geschlossenen Paradigmas sieht die Autorin die strukturelle Gemeinsamkeit zwischen Melancholie und Literatur, die sie dann auch in den von ihr behandelten nicht-literarischen Texten nachzuweisen sucht: «Die Affinität von Melancholie und Literatur lässt sich auf gemeinsame Strukturen der Repräsentation zurückführen.» (S. 4). Abgesehen davon, dass diese These die historisch spezifizierten Überlegungen Benjamins zum Konnex von Melancholie und Allegorie zu einem

allgemeingültigen Zugriff auf die «Melancholie der Literatur» macht, verwischt Wagner-Egelhaaf in den Einzelanalysen die Grenze zwischen Methode und Gegenstand. Ihre Zusammenfassung etwa zu Ficino und Burton – «Der semiotische Ort der Melancholie ist (...) die Differenz zwischen Zeichen und Bedeutung, Signifikant und Signifikat» (S. 205) – und auch ihre Definition der Acedia als «ein Lesen der Unlesbarkeit» (S. 328) veranschaulichen, dass für die Autorin überall dort Melancholie herrscht, wo Dekonstruktion am Werk ist. Da nun ihre Lektürewise weit eher am Dekonstruktivismus denn an der historischen Diskursanalyse geschult ist, entdeckt sie in fast allen von ihr besprochenen Texten aporetische Bedeutungsstrukturen. Dagegen ist nichts einzuwenden. Einzuwenden ist allerdings, dass erstens keinerlei Notwendigkeit besteht, diese Struktur als melancholisch zu bezeichnen, und dass zweitens eine derart allgemein gehaltene semiotische Bestimmung von Melancholie wenig sinnvoll ist. Dies wird exemplarisch deutlich, sobald Wagner-Egelhaaf im Anschluss an ihre Ausführungen zu Lorry von «der melancholischen Misere des instabilen, mit Saussure gesprochen, arbiträren Zeichens» (S. 144) spricht. Wenn jedoch schon die Arbitrarität des Zeichens Melancholie indiziert – dann versteht es sich von selbst, dass Melancholie in jedem Text und in jedem Bild gegenwärtig ist.

Der zweite Teil der Habilitationsschrift beschäftigt sich mit Romanen von Johann Gottfried Schnabel, Karl Philipp Moritz und Gottfried Keller. Hier gelingen der Autorin – gerade aufgrund ihres textnahen Lektüreverfahrens – hervorragende Interpretationen. Auch erweist es sich als gewinnbringend, die Analyse von Moritz' *Anton Reiser* in eine Betrachtung dessen ästhetischer Schriften und des von ihm herausgegebenen *Magazin zur Erfahrungsseelenkunde* einzubetten. Ziel der Untersuchungen ist es, den repräsentationslogischen Konnex von Melancholie und Literatur aufzuzeigen. Die Melancholie und deren topischen Qualitäten sieht Wagner-Egelhaaf als eine Art Ordnungssystem, in dem der literarische Text den problematischen Prozess seiner eigenen Bedeutungskonstitution thematisiert. Im «Felsenburg»-Roman von Schnabel vollziehe sich unter der Oberfläche einer den Gesetzen der Aufklärung gehorchenden Narration eine «wilde Semiose», die im Zeichen von Melancholie Bedeutungsfixierung permanent unterläuft. Reisers Melancholie wird als eine des Lesens bestimmt: Sie stelle sich dann ein, wenn dem Leser Anton Reiser «die Zeichen ihre «Unsicherheit» und «Trüglichkeit» offenbaren» (S. 360). In dieser Form der Melancholie, so folgert Wagner-Egelhaaf, reflektiere sich die Aporie des hermeneutischen Sinnverstehens und stelle der Roman «seine Unlesbarkeit» (S. 380) dar. Kellers Roman *Der grüne Heinrich* schliesslich akzentuiere Melancholie als eine Melancholie, die sich an Bilder knüpfe, da diese durch einen radikalen Abstand von der Wirklichkeit geprägt seien. In dieser «Melancholie des Bildes» (S. 407) spiegle sich wiederum das Dilemma jeder Repräsentation und damit auch die des Romans: Denn einerseits will *Der grüne Heinrich* eine Lebensgeschichte sein, andererseits kennzeichnet ihn, insofern er eine Repräsentation ist, der gleiche Abstand von der Wirklichkeit wie das poetische und/oder gemalte Bild.

Das Verdienst der Arbeit von Wagner-Egelhaaf besteht zweifelsohne darin, dass sie – über die bekannte inhaltliche Zusammenführung von Melancholie und poetischer Begabung hinaus – zeigen kann, wie im Zeichen der Melancholie literarische Texte Schreib- und Lektüreprozesse als problematisch reflektieren. Leider aber bleiben ihre Ergebnisse oftmals bei Allgemeinplätzen der poststrukturalistischen Literaturtheorie stehen.

Harald Neumeyer, Giessen